



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen
Provinz : drittes Kapitel : die hohe Polizei.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Reyher

Drittes Kapitel: Die hohe Polizei.

Ungefähr in der Mitte des Fleckens an der scharfen Biegung, die die Chaussee dort machte, lag das Gasthaus Tschernow, ein großes einstöckiges Gebäude mit der Wohnung des Wirts im Hofe und mit mehreren Zimmern in der vorderen Front, die teils als Absteigequartier für Reisende, teils als Gaststube dienten. Am Tage verirrte sich selten ein im Flecken Ansässiger dahin, mit Ausnahme einiger jungen Leute, die dort das Mittagessen einnahmen. Auch kam es vor, daß zwei Kaufleute miteinander etwas abzumachen hatten, was sie vor den Ihrigen verheimlichen wollten; dann ließen sie sich in einem stillen Zimmer Tschernows die Teemaschine geben. Am Abend jedoch ging es manchmal recht lärmend her, denn die goldene Jugend des Fleckens, meist noch bartlose Kaufmannsöhne und Ladengehilfen, hielt hier ihre ungezwungenen Zusammenkünfte. Wladimir Zwadowitsch Wolski, der Polizeiaufseher des Fleckens, ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, war ebenfalls in diesen Birkel geraten, da er hier oft auch zu Abend zu speisen pflegte. Er pakte eigentlich nicht recht zu den anderen, denn er besaß kein Geld; da er jedoch kein Spielverderber war, die meisten an Alter übertraf und kraft seines Amtes ihnen das Lärmen und Unfugtreiben zwar nicht hätte legen, doch aber unbequem und unangehm hätte machen können, so wurde er im ganzen gern gesehen und galt nach stillschweigender Abmachung stets als Gast. Tschernow hatte bedeutende Einnahme von den jungen Taugenichtsen, bediente und behütete sie aufs beste und wäre eher bereit gewesen, sich in Stücke reißen zu lassen, als daß er jemand von ihnen verraten oder bloßgestellt hätte.

Von dem Gasthause Tschernows führte eine kurze Quergasse zu dem Hauptplatze des Fleckens. Dieser Platz war sogar gepflastert, denn an ihm befand sich die Kirche mit dem Pastorat, standen die beiden Schulen, das Postamt, die Apotheke und das Regierungsgebäude, in dem das Gericht und die Bezirkspolizei ihren Sitz hatten. Das Gefängnis gehörte eigentlich auch noch hierher, war aber aus Platzmangel etwas weiter in eine Querstraße gerückt.

In der Wohnung des Gefängnisaufsehers gab es die übliche Kartenpartie. Um den Tisch saß der Wirt mit dem Postmeister, dem Arzt des Fleckens und dem jungen Polizeiaufseher beim Whist. Sie spielten nicht hoch. Sie hatten den Preis so angelegt, daß der, der an einem Abend großes Unglück hatte und alle Robber

verlor, nicht mehr zu zahlen brauchte als höchstens einen Rubel. Und das galt als unerhörter und höchst empfindlicher Verlust, denn die Herren lebten alle von ihrer kärglichen Gage, und drei von ihnen hatten Familie. Der jüngste, der Polizeiaufseher Wolski, war nicht verheiratet, dafür aber auch so gering besoldet, daß er sich wohlweislich gar nicht zum Spiel hätte setzen sollen. Dazu kam, daß er den drei älteren Herren gegenüber nur ein Anfänger war, durch seine schlechten Kombinationen seinem Partner stets die Laune verderb, darum ohne Gnade gescholten wurde und stets zahlen mußte. Manchmal zahlte er auch, wenn er nämlich gerade imstande war es zu tun. Häufiger fehlte es ihm, wie er sagte, an Kleingeld, und bis zur nächsten Partie hatte er die winzige Schuld vergessen. Man mahnte ihn nie, denn — der alte Arzt wie der alte Postmeister hatten, sobald der Ärger vergangen war, Mitleid mit seiner Unerfahrenheit im Spiel und mit seinen geringen Mitteln, und der Gefängnisaufseher, der verhältnismäßig am meisten besaß, weshalb die Partie ein für allemal bei ihm ins Werk gesetzt wurde, fürchtete, der junge Mann könne sich vom Spiel zurückziehen. Einen anderen vierten Mann aufzutreiben war aber so ziemlich ein Ding der Unmöglichkeit, da der deutsche Apotheker des Fleckens keine Karte von der anderen zu unterscheiden verstand, der Priester vom Kartenspiel gar nichts wissen wollte und der Diakon wohl spielte, aber nur Schweinchen. Früher hatte der Lehrer der Knabenschule zur Partie gehört. Der arme Mann lag aber jetzt meist zu Bett, und wenn er auf den Beinen war, fühlte er sich so schwach, daß er das Haus nie verließ, am Abend schon ganz gewiß nicht. Sein Gehilfe, der junge Okolitsch, war dem Kartenspiel unzugänglich. Der Fleckte entweder im Walde oder er hatte keine Zeit. Der Bezirksaufseher, der Vorgesetzte Wolskis, war fast immer abwesend und spielte, wenn er sich im Flecken befand, einigermaßen den Aristokraten. Der Richter des Bezirks war wirklich Aristokrat und Gutsbesitzer und lebte gar nicht im Flecken, sondern kam zu seinen Gerichtssitzungen in seiner prächtigen Equipage mit dem Kutscher und Diener in Livree angefahren.

„Ich habe es vorausgesehen,“ schrie der Arzt auf, schob seine Karten zusammen und warf sie auf den Tisch. „Wladimir Swanowitsch, was tun Sie!“

Wolski griff nach der ausgespielten Coeurdame, aber der Postmeister hatte bereits die Hand auf sie gelegt und rief:

„Was liegt, das liegt. Doktor, nehmen Sie Ihre Karten auf.“

„Wie ist es nur möglich!“ lärmte der Arzt weiter. „Wie vermag ein Mensch so unsinnig zu spielen! Wladimir Swanowitsch, tun Sie das absichtlich?“

„Was da, absichtlich!“ sagte der Gefängnisaufseher. „Er hat sich versehen, und versehen ist verspielt.“

„Er konnte sich nicht versehen,“ beharrte der Arzt. „Ich habe ihm zum Anfang die Piquesieben angespielt.“

„Er ist eben unaufmerksam wie immer,“ sprach der Postmeister, „und diesmal bin ich ganz zufrieden damit. Sonst schießt er nur dann so grobe Böcke, wenn ich mit ihm in Kompagnie bin. Nehmen Sie Ihre Karten auf, Doktor. Ich werfe die Neun zu.“

„Nein, er tut es absichtlich,“ behauptete der Arzt. „Wenn er blind wäre, müßte er begriffen haben, warum ich die Piquesieben anspielte.“

Er warf eine Karte zu. Der Gefängnisaufseher stach und spielte nun seine Coeurfolge herunter. Während er einen Trick nach dem anderen einzog, warf der Arzt mit wütenden Geberden seine freien Biques der Reihe nach hin und machte seinem Arger durch einzelne Kraftausdrücke Luft.

„Unerhört! Geradezu eine Schandel! Unverstand! Ein unzurechnungsfähiger Mensch!“

„Fünf Tricks!“ verkündete der Gefängnisaufseher, indem er die Stiche zusammennahm und die Karte für den Arzt zu mischen begann. „Postmeister, Sie geben.“

„Man kann unter solchen Umständen auf keinen Fall weiter spielen,“ sagte der Arzt und ließ die Arme niedersinken.

„Wir können ja aufhören,“ antwortete Wolski beleidigt und lehnte sich zurück.

„Nu, nu, nu, nur nicht empfindlich!“ legte der Postmeister sich ins Mittel, indem er gab. „Sie sind wirklich sehr unaufmerksam, Wladimir Zwanowitsch.“

„Ein Versehen kann bei jedem vorkommen,“ entschuldigte sich Wolski.

„Das nennt der Mensch ein Versehen!“ fuhr der Arzt wieder auf. „Wissen Sie, wenn ich mich bei einem Kranken so versehen wollte, käme ich nach Sibirien.“

„Kranke und Karten in einem Atem!“ sprach Wolski mit bissigem Lächeln. „Das sieht Ihnen ähnlich.“

„Friede sei mit euch!“ beschwichtigte der Gefängnisaufseher. „Fünf Tricks sind nicht alle Welt, und irgend jemand muß doch jedesmal . . .“

„Da ist ein junger Mensch,“ meldete die eintretende Magd. „Er fragt nach dem Herrn Polizeiaufseher.“

„Sage, er wäre nicht hier,“ befahl der Gefängnisaufseher. „Oder warte, sage lieber, er sei hier gewesen, aber schon weggegangen.“

„Ich muß doch nachsehen, wer es ist, und was er will,“ sprach Wolski und ging in das Nebenzimmer.

„Fertigen Sie ihn schnell ab,“ erinnerte der Postmeister. „Der Robber kommt gerade zu Ende.“

Im Vorzimmer fand der Polizeiaufseher ein Kaufmannsöhnchen, der ihn zu Tschernow rief, wo es lustig hergehe. Er zögerte, ließ sich aber doch ziemlich leicht bereden und sagte zu, da ihm die Beleidigungen des Arztes noch immer nachgingen.

„Kommen Sie aber schnell,“ mahnte der Jüngling. „Wir warten.“

„In fünf Minuten bin ich da,“ versprach Wolski.

„Behelfen Sie sich ohne mich,“ sagte er im Zimmer zu den Spielern und streckte dem Wirte die Hand hin. „Entschuldigen Sie mich. Ich muß fort.“

„Wohin?“ fragte erstaunt der Gefängnisaufseher. Er nahm die Hand nicht an.

„Was soll das heißen?“ rief der Arzt. „Das geht ja nicht.“

„Sie werden sich heute über mich nicht mehr zu ärgern brauchen,“ versetzte Wolski boshaft, indem er dem Wirte nochmals die Hand hinhielt.

„Hören Sie, Wladimir Zwanowitsch, machen Sie keinen Unsinn,“ sprach ernst der Postmeister.

„Es tut mir selbst leid,“ log Wolski, „aber — der Dienst.“

„An den Dienst glaube ich nicht,“ versetzte brummig der Gefängnisaufseher.

„Wenn es jedoch durchaus der Dienst sein soll, so haben wir uns zu fügen. Den Robber aber müssen Sie zu Ende spielen.“

„Das versteht sich von selbst,“ setzte der Postmeister hinzu.

„Nun gut.“

Wolski setzte sich. Er hatte diesmal so glänzende Karten, und das Spiel verlief so glatt und glücklich, daß er mit seinem Partner Schlemm machte. Als sich nun noch gar herausstellte, daß die Gegenkompagnie den Robber verspielt hatte, begann es ihm leidzutun, daß er nicht bleiben sollte. Dennoch machte er Anstalten zum Gehen. Da erschien aber die junge, hübsche Frau des Gefängnis-aufsehers, für welche der Polizeiaufseher eine kleine Schwäche zu fühlen glaubte und gab ihre Einwilligung nicht.

„Kein Wort davon!“ sagte sie. „Sie wissen, wo Sie sind. Hier ist das Gefängnis. Wer hier drin ist, darf nicht ohne Erlaubnis hinaus.“

„Ich kann bei Gott nicht,“ beteuerte Wolski. „Der Dienst verlangt nach mir.“

„Ihre Rede ist ganz umsonst, Wladimir Swanowitsch. Solange Sie im Gefängnisse sind, hat der Dienst keinen Anspruch an Sie. Setzen Sie sich. Ich habe vor dem Tee eine halbe Stunde Zeit. Ich werde neben Ihnen sitzen und Whist spielen lernen.“

„Wenn sie neben Ihnen sitzen will, dann gehen Sie lieber,“ sprach mit komischem Ernst der Gefängnis-aufseher. „Sonst könnte es gefährlich werden. Ich bin eifersüchtig wie ein Türke.“

„Da ist dann nichts zu machen,“ seufzte Wolski. „Unter solchen Umständen muß ich schon bleiben. Dem Barbaren von Manne darf ich den Gefallen nicht tun.“

„Bravo!“ riefen die anderen. „Das ist vernünftig.“

„Es scheint wirklich manchmal, als ob aus ihm noch etwas Brauchbares werden könnte,“ fügte der Arzt schmunzelnd hinzu.

Das Spiel wurde fortgesetzt. Etwa eine halbe Stunde verging. Die junge Frau saß neben Wolski und hatte sich mehrmals die Unzufriedenheit des Mannes und der beiden alten Herren durch ihr Schwagen zugezogen. Da trat die Magd zum zweitenmal ein.

„Herr Polizeiaufseher, da ist wieder . . .“

Das junge Kaufmannsjöhnchen schob sich an ihr vorüber.

„Wladimir Swanowitsch, schnell, schnell! Ein Unglück ist passiert, ein Verbrechen.“

„Was für ein Unglück? Was für ein Verbrechen?“

„Ein Mord. Kommen Sie schnell.“

Die Kartenspieler erhoben sich.

„Dann muß ich wohl auch mit,“ meinte der Arzt. „Ich muß die Befichtigung des Ermordeten . . .“

„Nein, das heißt, der Mord ist noch nicht verübt. Er wird beabsichtigt Kommen Sie schnell, Wladimir Swanowitsch.“

Er zog den Polizeiaufseher zur Tür. Er ließ dem Aufseher kaum die Zeit, den Zurückbleibenden die Hand zu reichen, und hielt ihn fest am Armel, bis er ihn zur Tür hinaus hatte.

Die drei Spieler sahen einander an.

„Ich fange an zu glauben, daß das ein Betrug war,“ meinte der Arzt.

„So? Fangen Sie an?“ lächelte der Postmeister.

„Ich merkte gleich bei dem ersten Wort, daß der Schlingel log,“ sagte der Gefängnisaufseher. „Sehen wir uns. Der Strohmann muß dran.“

„Reinetwegen,“ erbot sich der Arzt, „gebt mir zuerst den Strohmann. Mit ihm werde ich besser spielen als mit dem — Holzkopf.“

„Der Holzkopf,“ sagte zu gleicher Zeit auf der Straße das Kaufmanns-söhnchen lachend, „der Doktor! Wollte auch mit! Den hätten wir brauchen können!“

„Das ist aber eigentlich eine Frechheit,“ sagte der Polizeiaufseher. „So in ein fremdes Quartier zu fallen und so zu lügen.“

„Wer ist schuld?“ verteidigte sich der Jüngling. „Hatten Sie nicht versprochen, in fünf Minuten zu kommen! Aber geschickt habe ich Sie herausgeeeift. Nicht wahr?“

„Hurra!“ schrie er, als er mit dem Aufseher in das große Zimmer Tschernows trat. „Wir haben gewonnen. Da ist er.“

„Hurra!“ wiederholten die Versammelten, ein Haufe von wohl zwanzig Jünglingen, indem sie Wolski umringten. „Hurra! Das hast du gut gemacht, Paschka.“

„Und nun kommt gleich der Mord,“ rief Wotscharows Ignatij am Tische, indem er mit einem Messer in der rechten Hand einer Flasche, die er in der linken hielt, den Hals abschlug. „Gläser darunter! So, Wladimir Swanowitsch. Der Kopf ist weg. Sehen Sie, wie das Blut fließt. Tot ist die Kanaille. Ihr Wohl, Wladimir Swanowitsch!“

„Das Wohl unseres Wladimir Swanowitsch! Er soll leben und gedeihen von Jahr zu Jahr und durch unzählige Jahre!“

So brüllte die Gesellschaft, indem jeder mit dem Aufseher anzustoßen suchte.

„Aber was sagt ihr von mir?“ übertönte der, der den Aufseher geholt hatte und von den anderen Paschka genannt wurde, mit seiner frischen Stimme den Lärm. „Bin ich nicht ein gewandter Kerl! Hättet ihr gesehen, wie ich eintrat und meldete, daß es einen Mord gebe! Und was für Gesichter sie machten! Seht, so.“

Er stellte der Reihe nach den Gefängnisaufseher, den Postmeister und den Arzt vor. Er hatte wirklich Talent zum Komiker, denn es wäre schwer gewesen, über seine Mimik nicht zu lachen. Das tat auch die Gesellschaft aus vollem Halse.

„Am schönsten machte sich die Frau,“ fuhr Paschka fort. „Sie schrie und hielt die Arme so.“

Neues Gelächter und dann ein Trunk auf des Darstellers Gesundheit.

„Paschka soll leben, hurra!“

Da hat sich die Frau noch anständig betragen,“ rief mit unentwickelter Knabenstimme ein ganz junges Bürschchen. „Ich hatte eine Großmutter. Wenn die erschrak, sah sie so aus.“

Er nahm auf dem Stuhle eine ausgesucht unanständige Lage ein, wobei er die Beine, Arme und Kinnbacken fast verrenkte.

Wieherndes Gelächter und Jauchzen belohnte ihn.

So ging es weiter. Jeder suchte den anderen an wohlfeilem Witz oder Unflätigkeit zu übertreffen. Dabei wurde gegessen und noch mehr getrunken. Gegen Mitternacht waren viele von den jungen Leuten so bezechet, daß sie nicht mehr

recht wußten, was sie taten. Zwei standen einander gegenüber und blöckten sich an wie Schafe, versuchten auch zu trippeln, wie Schafe es tun, wenn sie etwas Aufregendes sehen, und senkten mitunter die Köpfe, als ob sie stoßen wollten. Mehrere liefen ohne Zweck und Ziel im Zimmer umher, wobei sie Stühle und verschiedenes Gerät umwarfen und zum Teil zerbrachen. Paschka band sich das Taschentuch um den Arm, zum Zeichen, daß er Dame sei, und bat den Aufseher, mit ihm zu tanzen. Der hatte nichts dagegen. Ein zweites Paar fand sich sogleich, und eine Quadrille wurde begonnen, natürlich mit Verschönerung der Touren nach dem Geschmack der Gesellschaft.

Lange konnte solches Umhertoben nicht währen. An und für sich war die Unruhe, in der sich die Zechbrüder befanden, der beste Beweis, daß sie genug getrunken hatten und sich nach Abwechslung sehnten. Daher begann die Gesellschaft sich zu lichten.

„Hört, ihr Herren,“ sagte Ignatij zu den Tanzenden und einigen anderen, die dageblieben waren, „ein Tanz unter Männern schickt sich nicht. Das können nur Indianer oder Bauern. Kommt mit. Ich lade euch ein. Ich will euch Gelegenheit geben, mit Damen zu tanzen. Und was für Damen!“

„Ignatka, Herzen!“ rief Paschka. „Willst du uns zu deinen Putzmacherinnen führen, uns wieder einmal einen Ball geben? Das ist ein guter Gedanke. Du bist ein prächtiger Junge.“

„Aber nur unter einer Bedingung,“ sprach Ignatij streng. Ihr müßt versprechen, euch gesittet zu betragen. Es sind anständige junge Mädchen, und sie stehen unter meinem Schutz.“

Ischernow mußte einen Korb voll Weinflaschen, Süßigkeiten und verschiedenen eßbaren Sachen packen. Paschka übernahm mit einem anderen Jüngling das Tragen. Der Trupp zog ab.

„Sie kommen doch auch mit uns, Wladimir Iwanowitsch?“ sagte Ignatij zu Wolski, mit dem er zu gleicher Zeit das Haus verließ. „Sie sind bestens eingeladen. Sie werden zufrieden sein. Es sind unbescholtene Mädchen und — hübsch.“

„Und empfangen in der Nacht junge Leute!“ äußerte der Polizeiaufseher zweifelhaft. „Wo wohnen sie?“

„Ah,“ bedeutete Ignatij ihm mit Wichtigkeit, „sie würden uns nicht einlassen, wenn ich nicht dabei wäre. Ich beschütze sie und sorge gewissermaßen für sie. Sehen Sie, es sind Mädchen, alleinstehende arme Waisen, und da sie in unserem Hause wohnen und ich die Häuser verwalte — nun, Sie begreifen, irgend einer muß sie doch beschützen. Mitleid von mir, verstehen Sie.“

„Wo wohnen sie? Ich kenne die Mädchen von der Nadel ziemlich alle von Ansehen.“

„Nu, Sie werden sehen.“

Der Haufe ging durch mehrere Gassen und Quergassen fast bis zum Rande des Fleckens am Bache, und zwar, wie er glaubte, recht still und solid, in der Tat aber doch mit so lautem Gespräch, Gesang und Gelächter, daß in vielen Häusern und Hütten die Leute aus den Betten sprangen und sogar hin und wieder die Fenster öffneten, wo diese nicht durch Läden geschlossen waren. Unter einer Bank hervor fuhr ein Hund mit Gecläff auf die Lärmenden los, verstummte jedoch

so gleich, als Grischa ihm mit meisterhaft ausgeführtem Wulgeheul antwortete. Nach kurzem Bedenken begann er hinterher um so lauter zu bellen, und da Grischa ebenfalls fortfuhr zu heulen, zu winseln und zu kläffen, so waren bald im ganzen Flecken von einem Ende bis zum anderen alle Kötter in Aufruhr geraten.

Die Nachtschwärmer waren an einem kleinen Häuschen angelangt, wo Ignatij erst leise und dann lauter an einen Fensterladen klopfte.

Im Innern hörte man hastige Tritte und leises eifriges Reden.

„Wer ist da?“ fragte hinter der Tür eine unzufriedene weibliche Stimme.

„Ich,“ antwortete Ignatij.

„Wer ich?“ klang es mürrisch zurück.

„Wer ich!“ wiederholte Ignatij ärgerlich. „Was ist das für eine Frage! Kennt ihr mein Klopfen nicht mehr! Wer ich! Sjurikow, Ignatij Leontjewitsch, und mit Freunden. Nu, wird es bald?“

„Das ist die Köchin,“ erklärte er dem Aufseher.

Die Gesellschaft befand sich bald in einem großen Zimmer, wo die Magd eben Licht machte.

„Setzen Sie sich einstweilen,“ sagte die Person. „Die Fräulein kleiden sich an.“ Sie ging in das Nebenzimmer.

Noch ehe sich die Tür hinter ihr völlig geschlossen hatte, wurde sie wieder aufgemacht, und zwei junge Mädchen traten ein, die gar nicht viel Zeit zum Ankleiden nötig gehabt hatten, denn die übergeworfenen Tücher verdeckten nur notdürftig das tiefste Negligé. Ignatij stellte sie kurz als Schwestern und seine Schutzbefohlenen vor.

Nach wenigen Minuten kamen noch zwei junge Mädchen und ein alter Krüppel mit einer Ziehharmonika an. Als der Krüppel ein Glas Wein hinuntergegossen hatte, setzte er sich in einem Winkel zurecht, präliidierte erst auf seinem Instrument und ging dann in eine Tanzweise über, die er zur Harmonika so prächtig piff, daß manche Flöte sich dagegen hätte verstecken können. Die Mädchen mußten erst trinken und naschen. Sie ließen sich nicht viel nötigen. Dann begann, wie Pascha es nannte, der Ball, der anfangs in ganz regelrechtem, gesittetem Tanzen bestand, allmählich aber lebhafter wurde und in den Rationaltanz mit westeuropäischen Anhängeln überging, wobei Grischa es so einzurichten wußte, daß man ihm häufig auf die Behen trat, was ihn veranlaßte, bald wie ein Hund zu heulen, bald wie ein Ferkel zu quietschen.

Die Trunkenheit wuchs. Die Gesichter der Mädchen glühten. Die Augen blickten herausfordernd. Von den jungen Leuten lagen zwei bereits in tiefem Schlafe in einem Winkel. Zuletzt war auch der Krüppel von seinem Schemel gegelitten und schnarchte mit ihnen um die Wette. Der Ball war aus.

Nach Hause! Die Schlafenden konnten auf keine Weise ermuntert werden. Man mußte sie lassen, wo sie waren. Die übrigen traten aus dem Hause ins Freie. Der Maimorgen war schon längst angebrochen. Es war blendend hell. Die Sonne mußte bald aufgehen. Wolski verabschiedete sich. Er hatte auch viel mehr getrunken, als er vertragen konnte, und geriet in Wut, als Grischa ihn anbellte, während er ihm die Hand reichte. Es kam zu bösen Worten, und der Aufseher ging schäumend fort und blieb nach wenigen Schritten einen Augenblick

stehen, um nachzudenken, ob er den Schlingel, der noch immer bellte und miaute, nicht verhaften solle.

Das Häufchen war jetzt bis auf fünf zusammengeschmolzen, und als diese noch un schlüssig waren, ob sie dem Aufseher nachlaufen und ihn besänftigen oder ihn, wie Paschka vorschlug, zum Teufel gehen lassen sollten, begann Grischka mit ungeschickten Gliederverzerrungen hin und her zu treten und zu stampfen, fluchte, fiel nieder, grunzte noch einmal kläglich und hatte die Besinnung verloren.

„Fertig!“ sagte Paschka und stieß ihn mit dem Fuße in die Seite.

Ein anderer befahl Stille, stellte sich am Kopfe des Gefallenen auf und begann den Totensegen über ihn zu sprechen.

„Halt, halt!“ rief Paschka. „Hier auf der Straße darf er doch nicht liegen. Wir wollen ihn forttragen, anständig, wie man eine Leiche tragen muß. Faßt an.“

Sie hoben ihn auf und luden ihn auf die Schultern. Zwei trugen den Oberkörper und zwei die Beine. So gingen sie in feierlichem Schritt, Bruchstücke aus Beerdigungsgefängen anstimmend.

Trotz der frühen Stunde begegneten ihnen Bauern, die zum Markt einkamen. Die Leute sahen mit Staunen auf die Prozession, und einige zogen fromm die Mützen.

Zum Glück wohnte Grischka in der Nähe. Als die Kameraden bei seiner Pforte angekommen waren und dieselbe noch verschlossen fanden, berieten sie sich einen Augenblick, legten ihn dann nieder und schoben ihn mit dem Kopfe voran unter der Pforte durch, und zwar, da es nebenbei nicht ging, gerade in der Mitte im Kinnstein.

Der arme bewußtlose Junge sah infolge dieser Behandlung aus wie eine im Herbst in den Schmutz getretene Vogelscheuche am Begrande neben einem Erbsen- oder Haferselde.

Die vier letzten machten sich nun lachend auf den Heimweg. Sie näherten sich wieder der Mitte des Fleckens und waren eben an dem Hause vorüber, in dem die Hebamme wohnte. Da stand Paschka still und wandte sich zurück.

„Das geht nicht, Brüder,“ sagte er. „Seht das Schild an. Hebamme! Wohl zehn Jahre, vielleicht auch zwanzig, mag es an diesem jämmerlichen Orte hängen. Glaubt ihr, daß ein solches unglückliches Schild keine Gefühle habe? Glaubt ihr, daß es sich nicht nach Freiheit, nach Veränderung sehne, nicht die Welt sehen und sich sehen lassen wolle? Ich kann nicht, ich muß ihm helfen.“

Schnell war er an der Tür und hatte in einem Augenblick das alte Blech von den Nägeln gerissen. Lachend trug er es den Kameraden zu.

„Wohin damit?“

„In den Bach.“

„Gott bewahre!“ wandte Paschka ein. „Warum das Ding erfäufen! Es kostet doch Geld. Und es wird damit auch nicht zufrieden sein. Es will sich noch seines Lebens freuen.“

„Ja, es muß an einen besseren Ort,“ lachte ein anderer. „Ich weiß auch, wohin.“

„An die Polizeiverwaltung wollen wir es schlagen, zum Spott dem Narren, dem Wolzki.“

„Hurra!“ rief Paschka und lief mit dem Schilde voran.

An der Ecke, wo die Gasse auf den Platz mündete, hielten sie vorsichtig Umschau. Kein Mensch ließ sich sehen. Sie eilten zur Tür des Polizeigebäudes und guckten zu dem Schilde mit der Aufschrift „Polizeiverwaltung des Bezirks“ empor. Die Tür war hoch. Kurz entschlossen stellte der Stämmigste sich breitbeinig an die Ständer. Paschka kletterte mit Scurikows Hilfe auf seine Schultern, und es gelang ihm richtig, das Blech mit dem unteren Rande so hinter das Polizeischild zu klemmen, daß das Wort Hebamme deutlich sichtbar war. Zufrieden gingen die jungen Leute auseinander.

Es war aber auf dem Plage so still, weil der alte Schutzmann Onissim, der hier sein mußte, Wolski begleitet hatte. Als dieser beim Nachhausegehen über den Platz kam und den Schutzmann sah, hatte er es für seine Pflicht gehalten, ihm eine lange Belehrung darüber zu erteilen, wie die Polizei verpflichtet sei, keinen nächtlichen Unfug zu dulden und namentlich auf die jungen Kaufmannspflänzchen zu achten, die es liebten, in der Nacht auf den Gassen zu lärmen und die Einwohner im Schlafe zu stören, ja sogar zu bellen.

Der Schutzmann hatte den Sermon pflichtschuldig angehört und bei jeder Pause mit der Hand an der Mütze gesagt:

„Zu Befehl, Ihre Wohlgeboren.“

Als Wolski dann weiterging, hatte der Mann ihm kopfschüttelnd nachgeschaut und war ihm kurz entschlossen gefolgt.

Er begleitete ihn bis zur Wohnung, war ihm beim Ersteigen der Treppe behilflich und geleitete ihn in sein Zimmer, nahm ihm den Mantel und Rock ab, zog ihm die Stiefel von den Füßen und ging dann zum Polizeigebäude zurück, wo bereits einige Leute standen und die Vervollständigung der Aufschrift bewunderten.

Ob der alte Schutzmann sich dachte, wie die Sache zusammenhing, oder ob er instinktiv handelte, ohne sich etwas zu denken, blieb dahingestellt, aber er tat, was am besten war. Ohne zu reden, holte er aus dem Vorhause einen Besen und mit dessen Hilfe das Hebammenschild herunter; er trug es dann zum alten Hause zurück und schob es dort durch die Türriße ins Innere, da er kein Werkzeug zum Annageln hatte und die Insassen noch schliefen.

Wolski saß unterdessen auf dem Rande seines Bettes und sprach bald leise, bald lauter mit sich selbst, richtete auch mitunter eine Frage an einen nicht Anwesenden oder beehrte ihn mit einem Kraftworte. Der Inhalt der Gesamtheit seiner Reden gab seine entschiedene Mißbilligung dessen zu erkennen, was er in der Gesellschaft der jungen Leute durchgemacht hatte, und pries als Gegensatz das gemüthliche Stilleben in den Familien seiner Kartengenossen. Die Frau des Gefängnis-aufsehers spielte dabei die Hauptrolle, und auf sie kam er immer zurück.

„Ja, die haben es gut,“ sagte er, „der Gefängnis-aufseher und der Postmeister und der Doktor, besonders der Aufseher. Und warum haben sie es gut? Weil sie verheiratet sind. Und warum bin ich nicht auch verheiratet? Ja, warum? Das ist die Frage. Bin ich schlechter? Bin ich nicht Beamter wie sie? Hole es der Teufel! Ich treibe mich mit Gassenjungen umher. Ich lebe in einer Mietstube allein wie ein Ausgestoßener. Ich esse schlecht. Statt dessen könnte ich ebenfalls eine gemüthliche Wohnung besitzen, könnte meine Bequemlichkeit und Annehmlichkeit haben, könnte meine Kollegen zu einer Kartenpartie einladen, mit einem Worte, könnte leben wie ein Mensch. Ich lebe aber wie ein Hund. Aus! Damit ist es

aus. Ich will ein Mensch sein. Kein Wunder, daß die Kanaille mich anbellte. Warum sollte er es nicht tun? War ich doch kein Mensch. Ja, ja, ja, ich war bis jetzt kein Mensch. Aber das ist aus. Ich heirate. Ich will nicht schlechter sein als andere. Ich will mich nicht anbellten lassen. Morgen heirate ich. Gleich morgen heirate ich."

Und als er sich endlich ausgestreckt hatte und einzuschlummern begann, wiederholte er durch die Zähne:

„Morgen.“

Als er nicht morgen, sondern an demselben Tage um die Mittagzeit erwachte, stand der Beschluß zu heiraten noch immer fest in ihm, nur warf er sich mit bitterem Lachen die Frage auf, womit er heiraten, womit die Frau ernähren sollte. Er half sich kurz darüber hinweg.

„Eine Frau kann ich nicht ernähren. Daraus folgt, ich muß eine Frau suchen, die sich selbst ernähren kann und auch die Kinder, die sich wahrscheinlich einstellen. Eine Frau mit Geld muß ich suchen. Um, aber wo eine finden? Einerlei, wer sucht, der findet. Will die Augen aufstun und mich umsehen. Geheiratet wird, und zwar bald, das ist abgemacht.“

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 23. Oktober 1910.

Der Hansabund — Versagen der Reichsregierung — Pläne und Aufgaben der Regierung — Bethmann-Hollweg und Fürst Swjatopolk-Mirski — Konservative Ratschläge — Die Jungliberalen.

Für die übers Jahr bevorstehenden Reichstagswahlen ist der Hansabund als erster auf den Plan getreten und hat zur Schaffung eines Wahlfonds aufgerufen. Sein Ruf ist allenthalben beachtet worden. Die gesamte Presse in Deutschland, angefangen mit der „Nordd. Allg. Ztg.“ bis hinab zum „Vorwärts“, hat sich bemüht seine Wirkung zu verstärken. Die einseitigen Vertreter der Interessen des Bundes der Landwirte sehen im Vorgehen des jüngeren Bundes eine schwere Gefahr für ihre absolute Macht, und die Regierung, die die ungerechtesten Angriffe aus dem agrarischen Lager geduldig hingenommen hat, fühlt sich durch den Ton des Aufrufs beleidigt; sie bezeichnet das Auftreten des Hansabundes als Demagogie. Ganz unrecht hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ nicht. Ihre Auffassung wird auch von weiteren Kreisen geteilt, die dem Hansabund sonst sympathisch gegenüberstehen. Freilich sieht man das Demagogische nicht wie das offiziöse Organ in der Anführung der Tatsachen — deren Richtigkeit ist über jeden Zweifel erhaben —, sondern in deren Gegenüberstellung. Solche drastischen Bilder, wie sie der Hansabund vorführt, sind bisher den bürgerlichen Wählern noch nicht vorgehalten worden, es sei denn durch den Bund der Landwirte. Der Bund der Landwirte hat diese